*Heiner Boehnke*

*Laudatio auf Jan Koneffke anläßlich der Verleihung des Offenbacher Literaturpreises im Februar 2005*

„Gelbes Dienstrad wie es hoch durch die Luft schoß/ hinüber herüber Briefträger stiegen auf Dächern/ geschwinder als oben die Wolken die Stadt überquerten“.

Meine Damen und Herren, das stammt nicht aus einem Unfallbericht der ehemaligen Bundespost – das sind die ersten Verse des Eingangsgedichtes des ersten Lyrikbandes von Jan Koneffke. Aber es ist noch mehr; nämlich ein „geflügeltes Wort“ – ein geflügeltes Zitat – wobei dieser merkwürdige Ausdruck und Büchmann-Titel von Jan Koneffke stammen könnte.

Das hochfliegende gelbe Dienstrad ... das ist eingesickert in unser poetisches Gedächtnis und zugleich ist es typisch Koneffke. Mann muss nämlich bei ihm auch flugsicher sein, Loopings, sogar Sturzflüge inbegriffen. Man muss, man sollte rasch die Elemente, Sinne, Zeiten, die Metaphernlandschaften wechseln können.

Fliegende Räder, segelnde Briefe, Telegramme in Taubenschnäbeln, ein belebter Himmel, der aber rasch auch geerdet wird durch Echsen, die die Schwänze abwerfen, „Mäusetritt quer übers Haus, prasselnde Hagelsteine aufs Dach“, und die kommen ja wohl von oben. Und wie gern nähert Koneffke sich dem Mond, wie leicht streift er jahrhunderte alte Mondenschwere ab von Clausius über Eichendorff zu Ingeborg Bachmann. Ist der nicht totgedichtet? Ist es nicht; 1989 erschien als erster Lyrikband „Gelbes Dienstrad“ – 2001 der zweite: „Was rauchte ich Schwaden zum Mond“. Siehe da: Koneffke fliegt zum Mond, von dem Diebe sich abseilen. Es ist merkwürdig: wie der Mond, wie Betten, Benzinkanister, Gestirne, wie triviale Sachen in einem Texttaumel versetzt werdwn, der einen ganz spezifischen Koneffke – Sog, einen poetischen Schwindel der Extra-Klasse produziert. Das fliegende Bildertheater kommt uns bekannt vor: aus dem Traum. Und Sie glauben gar nicht, meine Damen und Herren, wie schwer das Traumleichte zu machen ist. Wie gefährlich nahe die Abgründe von Kitsch und Ungenauigkeit sind. Aber der Preisträger ist ein guter Ingenieur, sogar ein Kaufmann: er arbeitet exakt, er kalkuliert sauber, er versteht sein Handwerk. Surreale Bilder, Wunschgeschichten, Märchenlogiken überwältigen ihn nich beim Schreiben – er meistert sie und so fliegt zwar viel bei ihm, segelt durch die Luft, saugt und braust, aber nichts trifft uns so am Kopf, dass wir Sterne sähen, die wir nicht sehen wollen.

Aber ich will Ihnen über Jan Koneffke ein wenig der Reihe nach erzählen. Schließlich sollen Sie ja wissen, wer hier voübergehend literarisches Bleiberecht, nein, sogar physisches Gelegenheitswohnrecht genießt; denn so richtig für längere Zeit kann man Koneffke, den Flügelmann der Poesie, den Luftgeist schönster Prosa nicht festhalten. Aber – wie ich von einem sehr verlässlichern Literaturunternehmer, von Herrn Buchholz weiß, sind schon etliche Aufenthalte vereinbart. Und heute las Jan Koneffke schon und diskutierte mit Schülern.

Jan Koneffke kam 1960 in Darmstadt zur Welt. Es dürfte gar nicht so leicht sein, in einer Stadt als künftiger Autor groß zu werden, die mit dem Namen Georg Büchner fest verschweißt ist. Aber Jan Koneffke hat das ziemlich elegant gemeistert. Mit 26 Jahren hat er als junger Wettbewerbsteilnehmer den „Leonce und Lena“ – Preis der Stadt Darmstadt erhalten, typisch für ihn, mit einer solch schweren Bürde auf derart leichte Weise fertig zu werden. Oh bitte, nicht, daß ich der Meinung wäre, wir hätten es hier mit einem literarischen Sternthaler zu tun, der seinen Arbeitskittel bloß aufhalten muß und schon regnet es poetischen Planetenstaub. Die Jury damals lobte die „eigenstendige Redeweise, die ungewohnte, überraschende Bilder hervorbringt“. Wie schön, dass dieser Preis nach dem wunderbarsten deutschen Lustspiel benannt ist; einen Tragödienpreis mit auf den Weg zu bekommen, das hätte bei Koneffke wohl nicht angeschlagen. Womit wiederum nicht fahrlässig behauptet werden soll, er sei trauriger Töne, schattig – trüber Beleuchtung nicht fähig. Aber summa summarum, lieber Jan Koneffke, dürfte als Grundmelodie der luzide Sprachwitz aus dem Königreich Popo und vielleicht die wie Blitze eischlagenden Wortwahrweiten Ihres Ober – Ramstädter Kollegen Georg Christoph Lichtenberg nicht schledet als poetisches Taufgeschenk getaugt haben.

Ob er das Studium von Germanistik und Philosophie in Berlin für die Zwecke seiner poetischen Existenz hat nutzen können, weiß ich nicht. Vielleicht aber doch; denn die Magister –Arbeit ging über Eduard Mörike, und der war ein großer Dichter und hat „Auf eine Lampe“ geschrieben – und Jan Koneffke zum Beispiel über einen Kanister. Außerdem kam der „Leonce-und-Lena“-Preis gerade zum Studienabschluss, und also muß er wärend des Studiums Gedichte geschrieben haben.

Erwartungen erfüllt Koneffke gern auf seine Weise: er enttäuscht sie. Veröffentlicht zum Beispiel als erstes Buch nicht die schon preisgewürdigten Gedichte, sondern eine Erzählung. „Vor der Premiere“, im Jahr 1988. Da geht es schon um eine rasante Mischung von geglücktem Leben und verquerem Schicksal, nein, das ist zu glatt, zu symmetrisch, zu harmlos. Der kleinwüchsige Schauspieler Borg bekommt das Angebot, einen buckligen Hofzwerg zu spielen. Er nimmt die Rolle an. Er wird von Wahnvorstellungen geplagt, meidet den Kontakt zu den anderen Schauspielern. Er will die Rolle des buckligen Zwergen nicht, verschmilzt aber so sehr mit ihr, dass ihm schließlich ein Buckel wächst, und Borg sagt, „der habe ihn von der Krankheit geheilt“.

Geheilt? Er hat die Buckel – Krankheit übernommen und weiß nun immerhin, wer er ist, *daß* er die Krankheit hat. Identitätsquerelen, vergebliche Spiegelungen, Stabilitat auf Treibsand: das sind uralte Themen der Romantik, der Moderne. Koneffke schreibt nicht *über* sie; seine *Schreibweise selbst* verläßt den roten Faden stabiler Epik. Die geschilderten Ungewissheisen unterwandern wie subversive Kommandos alle schönen Einheiten: des Raums, der Zeit, des Modus. Er erzählt hin und her: springt von jetzt nach damals und zurück, wechselt den Erzähler, schlingert zwischen Konjunktiv und Indikativ, strafft, dehnt, verwirrt, fährt epische Achterbahn.

Und jetzt kommen wir an einen sehr wichtigen Punkt. Nämlich – und das hört sich wahrscheinlich sehr komisch an – Koneffke verfärt mit den verzwirbelten Teilfäden des roten Fadens, mit den aufgesprengten Einheiten und Ganzheiten: auf freundliche, auf menschenfreundliche Weise. Das Un – Identische, das Fragmentarische, all die Brüche und auch die Katastrophen des 20. Jahrhunderts werden in Jan Koneffkes *menschfreundlicher Poetik* nicht nochmals eingeschwärzt, der Leser/ die Leserin bekommen die Lektüre nicht aufgebrummt zur Abarbeit, sondern sie bekommen ein Angebot. Ein vergebliches vielleicht, ein eventuell sogar sehr gewagtes. Stell dir, lieber Leser, stell dir liebe Leserin all das Elend vor, den Schrecken, die Katastrophen, die verspielten Existenzen und auch die vernichteten – packe das alles mal in eine Wagschale. Das müssen wir gar nicht packen, das ist eh schon da. Und dann ist da noch eine Wagschale. Da tun wir den, ja zumindest den Versuch hinein, auf Leben und Tod zu erzählen, oder wie ich es für Jan Koneffke behaupte, den Versuch, die Lebensgeschichte, die erzählte „Ordnung des Vergangenen“, die einzige Chance des Dichters, um die Wette und gegen das niederdrückende Gewicht der anderen Schale zu schreiben, zu erzählen, die Zeit anzuhalten, neu zu ordnen, ein Gegengewicht zu erfinden. Und darin besteht die Kunst: natürlich den Kampf gegen die *Lasten* von Geschichte, Erfahrung und Erinnerung nicht mit billigen Entlastungsangriffen, mit idyllischen Harmlosigkeiten, Unterhaltungsgedöns, Kitsch des Vergessens aufzunehmen, sondern angesichts der Schwere und Trostlosigkeit eines Lebens ohne Literatur einen einzigen, geringen Surplus – Effekt zu erzeugen. Dass wir uns in den Sekunden glücklicher Lektüre gewappnet wissen, mal kurz um die Ecke zu blicken. Dorthin, wo wir in der Lage wären, uns dem ganzen Schlamassel auszusetzen, ohne, daß es uns gleich umhaut.

Jetzt, meine Damen und Herren, bin ich selbst gehüpft und gesprungen weit voraus zu gewissen Romanen des heute auszuzeichnenden Autors. Gleich geht es ordentlich chronologisch weiter. Aber ich gebe es zu: es gibt da immer einen Stachel, einen stark wirkenden Generalverdacht. Jan Koneffke schreibe eben *zu* freundlich, blicke *nicht tief genug* in die Schreckensschründe des vergangenen Jahrhunderts. Angesichts solcher Bemerkungen prüfe und überprüfe ich gern meine Meinung. Es ist ziemlich billig, einzelne Stellen anzuführen, wo der Schrecken in Koneffkes Schreiben fährt, wo dann dem zutiefst Abgründigen Genüge geleistet wird. Nein, das Gesamtgewicht der Texte des Autors steht zur Debatte.

Und jetzt wiederhole ich mich gern: Über das Schreckliche muß nicht auf schreckliche Weise gesprochen werden. Es ist auch möglich, mit klaren Augen ins Dunkle zu blicken. Man sieht es dann sogar besser. Koneffke hält gegen den Schrecken das Erzählen, nicht nur das Erzählte. Die verzwickten Formen, nicht nur die Inhalte. Dass im Erzählen das Leben neu auseinandergerissen und zusammengesetzt werden kann, die Erinnerung zum einzig Stabilen wird, dass es epische Biographien gibt, in denen nichts stimmt außer der Autor will es, *das* kann in Koneffkes Prosatexten aufs schönste studiert werden.

Nach denn „Gelben Dienstrad“, 1989 – Sie merken es schon: dieses poetische Fahrrad wird sich auch bei Ihnen festsetzen – folgte der erste Roman: „Bergers Fall“. Und wieder werden Erwartungen enttäuscht. Zwar gibt es einen Kommissar – eben jenen Berger, der kurz vor dem Dienstjubiläum steht –, zwar ist ein Mann verschwunden, der gefunden werden soll, aber das macht ja keinen Krimi – und soll es auch nicht. Zwar findet Berger jede Menge Spuren, aber nicht den Verursacher. Unterwegs zur Jubiläumsfeier erinnert Berger sich an einen Traum: Er hatte eine Grube ausgegraben, die Erde begann zu rutschen und ihn schließlich unter sich zu begraben.

Berger erkennt: Er selbst war sich verlorengegangen; in einem Spiegelkabinett hofft er den Polizeispitzel Pappe zu treffen, bekommt aber nur Trug – Wahn – Zerrbilder seiner selbst zu sehen. Gesucht hatte er Boden unter seinen Füßen – gefunden hat er: nichts, nur die Einsicht, dass seine Wirklichkeit ein Trugbild ist. Ein klarer Fall von Wahrnehmungsverlust. Auch die Stabilität des Erzählens ist bedroht. Und wieder rettet die Freiheit der Erinnerung das Projekt des Erzählens. In der erzälten Erinnerung kann mit Illusionen, Spiegelungen, trüben Einsichten so gespielt werden, dass sie erkannt werden. Also gibt es etwas, das mehr ist als Lug und Trug: die Erzählung, der Fall Berger etwa, und später dann zwei Romane, von denen ich sehr hoffe, dass sie in und um Offenbach weiteste Verbreitung finden.

Jan Koneffke ging 1995 nach Rom; nach dem Friederich Hölderlin – Preis und dem Alfred Döblin Stipendium 1990, bekommt er jetzt das Villa-Massimo–Stipendium, und ist damit selbstverständlich aufgefordert, gefälligst einen Rom – Roman abzuliefern. Das tut er; aber vorher, im Jahr 2000 veröffentlicht er den Roman „Paul Schatz im Uhrenkasten“. Und 2001 den eingangs erwähnten zweiten Lyrikband „Was rauchte ich Schwaden zum Mond“.

Ich will mich nun nicht zum großen Einteiler der Schaffensphasen von Jan Koneffke machen. Brüche hier, Wiedergeburten da, der neue Koneffke etc. Eines aber stimmt: seit dem Jahr 2000 erscheinen seine Bücher in einem anderen Verlag: bei Du Mont, und ich habe selten schönere Schutzumschläge gesehen. Aber das macht nichts; denn die beiden Romane – ob nun vom alten oder neuen oder von wasweiß ich für einen Koneffke – die beiden Romane sind bestes, fein konstruiertes, bisweilen groteskes, komisches episches Futter. Und mir scheint: nichts ging verloren vom freundlichen, surrealistisch gebadeten, hoch formreflektierten, federleichten epischen Ballonfahrer, vom riskant Räume und Zeiten durcheinanderwirbelnden Erzähler, der von mehreren Enden her, in unterschiedlichen Zeiten und Räumen seine Figuren konstruiert, ohne, dass ihnen leblose Konstrukte würden.

„Paul Schatz im Uhrenkasten“; die Geschichte eines erst im Berliner Scheunenviertel, dann bis 1999 in der SBZ bzw. DDR lebenden Herrn Niemand, der aber in Verstecken, im selbst gewählten Abseits, im Bann der Uhren seines Großvaters überlebt und durchaus mehr ist als „Niemand“, wie er sich selbst oft nennt: nämlich eine von Jan Koneffke erfundene Figur, die die großen Schrecken des 20. Jahrhunderts als Opfer und als gewitzter Tor, kluger Dummkopf erlebt und besteht. Hier, in diesem Roman, können wir Koneffke bei der Arbeit auf schönste Weise zuschauen: hier entsteht im Wirbel der Erzählung jene Energie, die man braucht, will man zum Beispiel der Vernichtung des jüdischen Scheunnenviertels in Berlin in der Lektüre nachvollziehen.

Zum Schluß zum neusten Roman, zum Rom – Mitbringsel. Jan Koneffke ging nach Wien, bevor er nach Offenbach kam und im voringen Jahr erschien „Eine Liebe am Tiber“. Im Dezember hat der Autor im Frankfurter Hauptbahnhof daraus vorgelesen, eine Abordnung Offenbacher Literaturbürger war extra gekommen, um einen Blick auf ihren neuen Stadtschreiber zu werfen und ihm ein Ohr zu leihen. An ihren Reaktionen konnte man merken: sie freuen sich auf Jan Koneffke. Und ich will über die „Liebe am Tiber“ nichts verraten, weil der Autor an verschiedenen Orten daraus lesen wird, und Sie, meine Damen und Herren, das Buch sogleich am Büchertisch erwerben können.

Eines sei zum Schluß aber doch verraten: Es gibt einen ganz speziellen Jan Koneffke–Lektüre–Effekt: die inneren Sinne: der Gleichgewichtssinn, das Zeitgefühl, die Raumkonstante – alles, was uns normalerweise dabei hilft, auf dem Teppich zu bleiben, gerät, besonders bei der „Liebe am Tiber“, in hohem Maße durcheinander. Schließen Sie Türen und Fenster, sonst fängt Ihr Teppich das Fliegen an – und weg sind sie!

Und das wäre schade. Sie sollen doch Zeit haben in Ruhe zu lesen: Jan Koneffke.

# Februar 2005

*Heiner Boehncke, Literaturredakteur des Hessischen Rundfunks bis Herbst 2005, lehrt an der Johann-Wolfgang-Goethe-Universität Frankfurt am Main als als Professor für allgemeine und vergleichende Literaturwissenschaft.*